

6 Einstieg in die wissenschaftliche Weiterbildung

Nachdem die Situation der befragten Frauen im vorhergehenden Kapitel beschrieben worden ist, werden in diesem Kapitel die Wege in die Universität und die Gründe für die Annahme der wissenschaftlichen Weiterbildungsangebote anhand der erhobenen Daten nachvollzogen.

6.1 Informationen und Hinweise

Aushänge, Zeitungsberichte und die Empfehlungen von Teilnehmerinnen liefern die ersten Informationen und Hinweise für einen Einstieg in die weiterbildenden Studiengänge. Der qualifizierende weiterbildende Studiengang der Technischen Universität wird vorgestellt auf Informationsmessen zum Thema Weiterbildung und Weiterqualifizierung und weckt dort das Interesse bei zwei Frauen. Auf speziellen Informationsveranstaltungen der anbietenden Universitäten und in einem Beratungsbüro werden nähere Angaben zum weiterbildenden Studium gemacht.

Wie bereits oben beschrieben, beteiligen sich die Hochschulen am Weiterbildungsmarkt nur relativ gering. Weiterbildende wissenschaftliche Studiengänge, die sich betont auch an Frauen nach der aktiven Familienphase wenden, werden nur vereinzelt von wenigen Universitäten angeboten und haben überwiegend Modellcharakter. Es ist eher ein Zufall, dass die befragten Frauen auf ein wissenschaftliches Weiterbildungsangebot in der erreichbaren Umgebung zu stoßen. Bei Lore Affeld ist es ein kleiner Artikel in einer Zeitschrift, der in der Küche deponiert wird und einen hartnäckigen Anreiz zum Handeln liefert. Fast ‚abenteuerlich‘ lässt sich Lore Affeld auf das Studienangebot ein:

„Dann hab ich eigentlich immer geguckt: was kann ich machen? Bis mir irgendwann mal in irgendeiner Zeitschrift dieses Angebot der Frauenstudien auffiel. Und ich weiß, das hat mich überhaupt nicht mehr losgelassen, dieses Angebot. Hab das immer bei mir in der Küche liegen gehabt, diesen kleinen Artikel“ (Lore Affeld 4.15: 20-32).

Die Ausrichtung auf Familienfrauen nach der aktiven Familienphase und der Zugang zu dem strukturierten weiterbildenden Studiengang auch ohne Abitur löst bei Helga Rahming erst einmal ungläubiges Erstaunen aus. Das Studienangebot erhalten zu haben und annehmen zu können, gibt ihr bereits Auftrieb und hebt ihr Selbstbewusstsein:

„Ich hab ja nicht das Abitur. Und für mich war es überhaupt - . Der Einstieg in die Uni, der Einstieg, studieren zu können, das hat mir eine Menge Selbstbewusstsein und Auftrieb gegeben“ (Helga Rahming 7.4: 27-35).

Zusätzlich hebt das Bewusstsein, dass die Familienarbeit mit ihren vielseitigen Anforderungen und Leistungen bei der Zulassung für die wissenschaftliche Weiterbildung gewürdigt wird. Gerda Niklas ist sich der Vielseitigkeit und der Qualifikationen bewusst, die die Familienarbeit verlangt. Doch im öffentlichen Bewusstsein genießt Familienarbeit keine entsprechende Bewertung. Die universitäre Anerkennung der Familienarbeit als Qualifikation für die wissenschaftliche Weiterbildung wertet die Familienarbeit öffentlich auf:

„Was ich beim Studium sehr positiv bewertet habe, dass die Familienphase als Berufstätigkeit mehr oder weniger anerkannt wurde. Die Frau ist Managerin, die Frau ist Finanzgenie, die Frau muss motivieren, die muss - , was macht sie noch alles, dieses Management“ (Gerda Niklas 10.18: 18-23).

Bei Lore Affeld sind einerseits die Vorstellungen von dem Studiengang relativ unsicher: es muss erst einmal angeschaut werden, um was es da geht; andererseits besteht aber eine große Sicherheit, dass es genau das ist, was gesucht wird, nämlich sich anspruchsvoll weiterzubilden. Weil sie ein Nachholen des versäumten Abiturs für unerreichbar hält, ergreift sie mutig die seltene Chance, auch ohne Abitur studieren zu dürfen:

„Du willst gucken, was da ist. Also ich hatte schon so die Vorstellung, das ist es genau was du willst, und da kriegst du es ohne Abitur, denn das war ja das, was ich nicht hatte und wo ich eigentlich immer gedacht hab, ist schade, dass du das nicht hast. Und nachmachen, das ist so schwierig, da musst du erst mal so viele Hürden überwinden, und das schaffst du im Moment nicht, das war mir einfach nicht möglich“ (Lore Affeld 4.15: 40-47).

Der Inhalt des Studienganges wird auch von Anne Saring als nicht so bedeutend angesehen. Sie ist aber überzeugt, dass das erworbene Wissen auf jeden Fall einen Nutzen haben wird. In ihrer Interpretation des Sinnes von einem solchen Studium lehnt sie sich stark an ihre Erfahrungen aus dem Alltagsbereich an. Umweltschutz im Hausgarten ist vorerst ihr bescheidener Orientierungsrahmen für das Studium:

„Ich hatte das im ersten Semester so formuliert, dass mir das eigentlich genügt, wenn ich dann den Studiengang absolviert habe, dass ich meinem Nachbarn abgewöhnen kann, seine Rosen zu spritzen mit Chemie. Das war also mein Ziel. So klein, nich? Also, der Studiengang bedeutet ja, in kleinen Gruppen auch, in seinem Umfeld etwas bewirken zu können“ (Anne Saring 6.33: 29-40).

In den Interviews finden sich kaum frühe Vorstellungen für eine zielgerichtete berufliche *Verwertung* der weiterbildenden Maßnahmen. Vielmehr erweist sich erst einmal die Suche nach einer sinnvollen *Verwendung* für die neu gewonnene freie Zeit in der ‚empty-nest‘-Phase als auslösender Faktor für den Studienbeginn.

6.2 Gründe für den Einstieg in die wissenschaftliche Weiterbildung

6.2.1 Erfahrung von Defiziten, Differenzen und Krisen

In allen Fällen ist die Erfahrung von Defiziten und Differenzen mehr oder weniger an dem Entschluss zum Einstieg in den weiterbildenden Studiengang beteiligt. Mit diesem Einstieg ist die Hoffnung verbunden, die Defizite über das Studium abbauen zu können. Mit der Reduktion der Erziehungspflichten in der ‚empty-nest‘-Phase, aber auch mit der Reduktion der Ansprechpartner in der Familie, werden für Familienfrauen die familiären Aufgaben, Anregungen und Kontakte dezimiert. Es besteht häufig ein kommunikatives Defizit für die Familienfrauen. Der Ehemann ist noch voll in seinen Beruf eingebunden, die Kinder richten ihren Lebensraum außerhalb der Familie ein.

Für die Verarbeitung von Problemen und Schicksalsschlägen (im folgenden Fall sind es der Tod von nahen Familienangehörigen und ein schwerer Unfall des Sohnes) fehlen zum Beispiel Hanna Reich in der Familie Ansprechpartner, die sie bei der Krisenbewältigung stützen. Auch die zeitlich begrenzten therapeutischen Kontakte reichen nicht aus, um sie zu stabilisieren. Die Reduzierung auf den ganz kleinen Kreis der Familie und einige Freunde wird von Hanna Reich als ein ernstes Defizit gesehen:

„Ja, ich hab eigentlich gemerkt, dass wenn ich zu Hause sitze, ich so eine Glocke auf dem Kopf habe, nicht? Es war ja soviel passiert, und hab es versucht durch eine Therapie und mit andern Leuten aufzuarbeiten. Aber in dem Moment, wo diese Kontakte dann auch weg waren, habe ich gemerkt, dass ich zu Hause isoliert war“ (Hanna Reich 2.11: 50-60).

Dagegen wird es als befreiend erlebt, dass in der Universität Interaktionszusammenhänge gegeben sind, die ohne großen Aufwand und großes Bitten in Anspruch genommen werden können und die die Möglichkeit bieten, gemeinsame Interessen zu realisieren. Diese neue Situation im Studium bringt eine größere Unabhängigkeit von der Gesprächsbereitschaft der Familienmitglieder:

„Es war so ein wesentlicher Schritt für mich, aus der Isolation herauszukommen. Ich hab also erst gemerkt, wie ich auf einen ganz kleinen Kreis reduziert war und immer das Bedürfnis hatte nach Kommunikation mit andern, ohne auf Einladung, ohne Telefon, ohne zu sagen: hast du heute Zeit, einfach los zu gehen und zu wissen, da sind welche, um mit mir einen Terminplan zu machen und meine Neigungen zu teilen“ (Hanna Reich 2.13: 31-50).

Von Helga Rahming werden die Beschränkung auf den Innenraum der Familie und die fehlenden Kontakte und Anregungen als krank machend und deprimierend erfahren, denn ihr Ehemann ist nicht bereit, ihr Kommunikationsbedürfnis zu befriedigen. Die Dauer der gemeinsamen Gespräche lässt sich in Minuten zählen. Helga Rahming versteht das Leben

als einen fortlaufenden Entwicklungsprozess, für den unbedingt geistige Anregungen und Anforderungen notwendig sind. In dem folgenden längeren Interviewausschnitt beschreibt sie sehr anschaulich ihre unbefriedigende Familiensituation und das Defizit an geistigen Anforderungen und Kommunikation in der Familie, die sie für ihre Weiterentwicklung braucht. Sie erhofft sich vom weiterbildenden Studium Kontakte, Gespräche und geistige Anregungen und Anforderungen in der Universität:

„Mein Mann der ist also abends müde und ausgelaugt, und der ist leider leidenschaftlicher Bastler. Wir essen zusammen, in der Zeit unterhalten wir uns auch, und unterhalten uns auch vielleicht noch zehn Minuten, nachdem das Essen erledigt ist. Dann muss er sich entspannen und geht runter in sein Bastelzimmer. (...) Er sagt dann wörtlich: für mich bleibt abends nur noch das Fernsehen, wo ich dann mal so mich berieseln lassen kann. Wir gehen dann abends noch gemeinsam eine Dreiviertelstunde mit dem Hund spazieren, in der Zeit unterhalten wir uns. Aber das ist nicht das, was ich unter Leben verstehe, unter Leben. Ich brauche etwas, was den Geist anregt, was mir neue Eindrücke bringt, woran ich auch wachsen kann. Das Wachsen ist das ganz Wichtige. Wo ich dann auch mal ein Buch nehmen kann und sage: Donnerwetter, wie ist es denn mit dieser Sache, und wo ich was Neues lernen kann“ (7.6: 24-52).

Gerda Niklas vergleicht sich mit den anderen Familienmitgliedern und beklagt ihre nachrangigen Entwicklungsmöglichkeiten. Diese Differenz frustriert und verärgert sie. Sie stellt fest, dass sie als Ehefrau und Mutter in ihrer eigenen Entwicklung zurück geblieben ist, obwohl ihre Voraussetzungen gut waren. Dagegen machen Sohn und Ehemann mit ihrer Hilfe Karriere. Ihr Fazit ist, dass sich die Mühe und Sorge für andere nicht gelohnt hat:

„Das zu Hause sein, ist mir persönlich nicht besonders gut bekommen. Da hab ich mich erst mal für meinen Sohn eingesetzt, der ist dann aufs Gymnasium rüber gewechselt. Und ich stellte fest: mein Mann macht Karriere, mein Sohn macht Karriere, und bei mir fällt die ganze wirklich gute Entwicklung den Bach runter. Und ich wurde immer trauriger und irgendwo eigentlich doch recht deprimiert. Da hab ich gesagt: Mensch, setzt du dich so ein für andre, und was bleibt für mich übrig?“ (Gerda Niklas 10.3: 48-55).

Das Defizit an körperlicher Kraft und geistigem Schwung wird bei Erika Hasper zum Auslöser für einen Ausstieg aus der Berufsarbeit und für einen Einstieg in die ‚Frauenstudien‘. Nach einer mehr als zwanzigjährigen Berufstätigkeit und nach der Versorgung und Erziehung von drei Kindern kommt es zur physischen und psychischen Erschöpfung. Um sich wieder aufzubauen, werden spontan und mit Überzeugung die ‚Frauenstudien‘ gewählt:

„Mir war klar, ich hatte dieses burn-out-Syndrom irgendwo. Dass von mir nichts mehr übrig war, das hatte ich erkannt. Und kurz bevor dieser Vertrag auslief, hatte ich dann von den Frauenstudien gehört, und da hab ich gedacht: so, das isses“ (Erika Hasper 5.10.21-28)

Bei Irmgard Heise geht es darum, die Furcht vor einem möglichen drohenden Defizit abzuwehren. Der geistige Abbau der an der Alzheimer Krankheit leidenden Mutter wird als Bedrohung und Verunsicherung erlebt. Die Befreiung von der Last der aufreibenden Pflegetätigkeit durch den Tod der Mutter und die Furcht vor einem möglichen eigenen geistigen Abbau führen in den Studiengang hinein. Geistig selber wieder fit werden zu wollen, erhält Vorrang vor künstlerischen Aktivitäten. Die Universität wird für Irmgard Heise gewissermaßen zum geistigen Trainingsplatz, zum ‚geistigen Fitnesscenter‘:

„Mir plumpste dann so ein Stein vom Herzen. Ich dachte, nun bist du frei, die Mutti ist erlöst, jetzt kannst du was Neues aufbauen“. (9.10: 31-32). „Was mach ich, arbeite ich jetzt künstlerisch, entfalte mich da, bau das weiter aus, oder versuch ich jetzt, ein bisschen geistig fit zu werden? Das hat mir natürlich unheimlich einen Schock gegeben. Das ist ganz klar, dass man dann überlegt, Mensch, wie wird es bei dir im Alter sein? Wirst du auch diese Alzheimer Krankheit kriegen und dann geistig so abbauen? Du musst ein bisschen was tun. (.....) Ich kann später immer noch dann die Malerei wieder aufnehmen. Jetzt muss ich erst mal geistig wieder fit werden und deshalb mach ich das Studium“ (Irmgard Heise 9.14:1-21).

Die Wechseljahre als möglicher krisenhafter Einschnitt im Lebenslauf der Frau werden von zwei Frauen thematisiert. Als ein hinderndes Defizit werden sie jedoch nicht erlebt. Energisch hebt Evelyn Bartsch eher die Vorteile der Wechseljahre hervor. Keine Kinder mehr zu bekommen, bedeutet Kräfte frei zu haben für neue Aufgaben. Sie begrüßt es, dass es auch für Frauen im mittleren Alter eine Möglichkeit gibt, etwas Neues anzufangen, was ihren Wert auch in einem Alter bestätigt, das jenseits der Reproduktionsfähigkeit liegt. Das weiterbildende Studium ist für sie eine Möglichkeit, ihren „Wert“ zu beweisen und den Absturz in ein „Loch“ zu vermeiden:

„Ich denke schon, dass die Wechseljahre so ein Einschnitt sind bei der Frau. Sie kann eben keine Kinder mehr bekommen. Das ist eigentlich auch schon das einzige. Da bin ich ja auch froh drüber. Irgendwann möchte ich auch keine Kinder mehr bekommen. Dann habe ich doch wieder Kräfte frei, und die kann ich dann auch einsetzen“ (8.9.30-38) „Ich finde es gut, dass es mit 40 oder 45 eine Möglichkeit gibt, noch etwas anzufangen. Das hilft doch ungemein, dass ich mich nicht in so ein Loch rein fallen lasse und nichts mehr wert bin“ (Evelyn Bartsch 8.8: 37-44).

Irmgard Heise relativiert die Schwierigkeiten, die sich aus dem Klimakterium für sie ergeben. Verglichen mit ihrem Sohn, der sich im Jugendalter ebenfalls in einer Hormonumstellung befindet, fühlt sie sich viel wohler und ausgeglichener:

„Ich hab schon ganz normal mit dem Klimakterium diese Schwierigkeiten. Das ist ja eine ganz normale Entwicklung. Ich würde das fast ein bisschen so vergleichen mit der Pubertät, eine Hormonumstellung. Obwohl ich ausgeglichener bin als mein Sohn. Mein Sohn ist achtzehn. Die Schwierigkeiten mit achtzehn sind viel größer“ (Irmgard Heise 9.13: 20-28).

Die „normalen Schwierigkeiten“ des Klimakteriums halten Irmgard Heise nicht davon ab, engagiert ihren Bildungsinteressen im weiterbildenden Studium nachzugehen.

6.2.2 Realisierung von eigenen Interessen

Die Zurückstellung und bisherige Nichtrealisierung von eigenen Interessen sind im Grunde ein weiteres Defizit in der Biographie der Frauen. Der Wunsch ist bei Hilde Wolf stark ausgeprägt, über das weiterbildende Studium eigene Interessen zu realisieren, etwas für sich zu tun, was sie persönlich weiter bringt. Ihre Überlegungen gehen in dem folgenden Interviewausschnitt dahin, dass die eigenen Interessen bisher hinter der Kindererziehung zurücktreten mussten, oder beide im günstigen Fall miteinander verbunden werden konnten. Aber in der Phase, in der die Kinder größer sind, dürfen nun die eigenen Interessen in den Vordergrund rücken und Zeit beanspruchen. Mit der neu gewonnenen Zeitressource und der Entlastung von Pflichten glaubt sie sich einen weiterbildenden Studiengang „erlauben“ zu können, der das abzudecken verspricht, was sie bisher entbehrt hat:

„Also, ich musste schon alleine auch irgendwie mal so kombinieren meine Interessen und die Kindererziehung. Hab ich mich eben hier dann im Kindergarten aktiviert und hab da mitgemacht, und auch in der Schule, im Elternrat, und dann bin ich eben, meine Kinder waren dann auch schon größer, bin ich hier zufällig auf einen Zeitungsartikel gestoßen über die Frauenstudien. Und da dacht ich: jetzt könnt ich mir das erlauben, jetzt sind die Kinder groß und hab das getan, was ich für mich als wichtig empfunden habe, was ich nicht hatte in dem Maße. Und da hab ich mich eben hier angemeldet“ (Hilde Wolf 1.5: 34-42).

Heike Roland ist daran interessiert, die undefinierte und zurückgesetzte eigene Position über Bildungsprozesse zu verbessern. Den gegenwärtigen Status einer mithelfenden Ehefrau, die viel mitarbeitet und trotzdem nur eine unterbewertete Stellung zugewiesen bekommt, erlebt sie als unbefriedigend. Lebhaft wird der gedankliche Weg von der mithelfenden Ehefrau, der es an Anerkennung fehlt, über die Idee einer Rückkehr in den Beruf mit seinen Unsicherheiten und Zwängen bis hin zu dem überraschenden Einstieg in die ‚Frauenstudien‘ beschrieben:

„Ich war auf der Suche. Ich hab gedacht: irgendwas möchtest du aber auch machen noch, nicht nur so auf Honorarbasis oder als ehrenamtliche Tätigkeit. Ich merkte, dass ich auch noch mal wieder richtig in eine Stelle gehen wollte oder in einen Beruf, wo ich auch meinen Platz habe. Hier war ich immer so -. Ich war immer da, und ich wurde von allen Leuten immer als die Frau, die da haupt-, die da auch mitarbeitet gesehen in dem Haus. Aber ich hatte eigentlich keine rechtliche Stellung da. Ich war nicht angestellt, ich kriegte kein Geld und war so‘ne, so‘ne---. Ich merkte, dass mir das auch nicht gefiel. Ich wusste, dass ich dann auch mehr Pflichten noch haben würde, wenn ich eine richtige Arbeitsstelle wieder annahm; und ich wusste auch gar nicht, ob ich

wieder in meinen alten Beruf hinein wollte. Also, es war alles sehr offen. Und dann kam das hier mit diesen Frauenstudien“ (Heike Roland 3.25: 16-49).

Auch bei Anne Saring ist der Druck zu spüren, eine sinnvolle Zeitverwendung zu finden, die ihren Interessen dient und ihr selber zugute kommt. Die vorhandene Möglichkeit, in den alten Beruf als Krankenschwester wieder einzusteigen, wird kurz und bündig verworfen. Gängige Freizeitmuster, die für den Feierabend gelten, greifen zu kurz und genügen ihrem Anspruch nicht. Aber auch das zeitlich aufwendigere Angebot für soziale ehrenamtliche Tätigkeit im ehemaligen Arbeitsfeld kommt nicht in Frage; denn einerseits bedeutet ehrenamtliche Arbeit im Krankenhaus einen Statusverlust gegenüber der früheren Position als Stationsschwester, andererseits geht es dabei auch wieder darum, etwas für andere tun zu müssen. Die Zeit der „Sozialtätigkeit“ soll aber nun endlich ein Ende haben. Jetzt beabsichtigt sie, in sich selber zu investieren, noch etwas aus sich zu machen:

„Als Krankenschwester könnte ich sofort gleich wieder einsteigen, obwohl ich nicht mehr die Jüngste bin. Eigentlich kannst du bis fünfundsechzig ganz gut arbeiten. Das möchte ich aber nicht“ (6.18: 35-44). Dann bin ich in alle Ausstellungen gegangen, ins Museum, also immer vormittags, während mein Mann gearbeitet hat. Und irgendwann war das denn aber auch nichts für mich. Ich hing dann so in der Luft, bin ich zur Gymnastik gegangen, habe bisschen Sport gemacht, gelaufen. Ich wollte auch mal mehr Leute kennen lernen. Und es war das nicht so das Richtige. Ich konnte mich auch nicht entschließen, sozial weiter zu arbeiten. Es gibt so viel ehrenamtliche soziale Stellen. Ich hätte auch können auf meiner Station die Patienten weiter ehrenamtlich betreuen, Besuchshelferin sein, Leute ausfahren. Also, ich, - ich konnte das nicht. Ich hab so genug gehabt von der Sozialtätigkeit. Ich kann mich bis heute nicht dazu aufraffen. Ich konnte das nicht. Eigentlich war das recht unbewusst, dass ich gedacht hab: Mensch, möchtest doch noch ein bisschen was werden“ (Anne Saring 6.5: 1-24).

In der ‚empty-nest‘-Phase wird von Lore Affeld erleichtert das Ende der Erziehungsarbeit in Familie und Beruf proklamiert. Nicht die Sorge für andere, sondern die Sorge für sich selber, etwas was persönlich anspricht, soll künftig im Mittelpunkt stehen. Mit dem Austritt aus der aktiven Familienphase soll ihr Leben künftig anders verlaufen:

„Als Erzieherin wollt ich dann eigentlich nicht mehr, und in einer Schule wollt ich eigentlich nicht mehr arbeiten. Das war mir auch klar. Da hab ich wieder ganz viel mit kleinen Kindern zu tun. Ich war gerade froh, dass ich meine Kinder so weit hatte, dass ich nicht mehr versorgen, besorgen muss. Da hab ich gedacht, dann kommst du wieder da rein: Schuhe anziehen, Hosen hochziehen, Nase putzen und all die Sachen. Und Mutter spielen, beschützen und behüten und trösten und so was, das hatte ich so für mich abgehakt. Wenn ich jetzt was machen will, dann, dann -, dann muss das also mich ansprechen“ (Lore Affeld 4: 15: 1-23).

Aufzutanken, etwas für sich zu tun, aber auch im Sinne der anderen, um wieder etwas abgeben zu können, dieses Interesse liegt dem Studienbeginn von Evelyn Bartsch zugrunde:

„Ich hatte das Gefühl, ich müsste irgendwas wieder für mich machen, um dann wieder auch was abgeben zu können. Immer nur irgendwas zu machen und man kriegt selber nichts oder Impulse oder so, das ist nicht gut. Also, voll berufstätig möchte ich nicht sein. Das ist mir einfach zuviel. Ich möchte nicht jeden Morgen um acht Uhr antreten, um dann bis fünf Uhr zu arbeiten, das würde ich auch nicht als ideal finden. Aber so z.B. Kurse machen, an bestimmten Tagen. Also, vielleicht an drei Tagen in der Woche, das finde ich gut“ (Evelyn Bartsch 8.4: 42-57).

Auch in diesem Fall wird die Rückkehr in die volle Berufstätigkeit als zu vereinnahmend verworfen. Eine anregende Tätigkeit für die halbe Woche, das ist die angestrebte Lösung:

6.2.3 Realisierung eines Traumes

Das unerreichte Abitur und der unerfüllte Studienwunsch sind als ein Versäumnis bei fast allen Frauen in Erinnerung geblieben. Nun besteht die Hoffnung, dass dieser unvergessene Wunsch und Traum zu studieren, zumindest ein Stück weit über den weiterbildenden universitären Studiengang realisiert werden kann. Für Heike Roland ist dieser Studiengang *die* Gelegenheit, die sie entschlossen ergreift:

„Und da mein Traum immer gewesen war zu studieren, da war das für mich ganz klar, dass ich da hingehen wollte“ (Heike Roland 3.25: 49-51).

Anders sieht es bei Lore Affeld aus. Bei ihr ist der entschlossene Weg in die Universität von Unsicherheiten begleitet. Der Glaube an die eigenen Fähigkeiten ist nicht sehr ausgeprägt, und sie fürchtet, das fehlende Abitur könnte ihr auch jetzt wieder Nachteile bringen:

„Also, da war mir klar, das willst du auf jeden Fall. Ich weiß, dass ich es mir nicht zugetraut habe, aber ich hab gedacht, du willst auf jeden Fall dahin gehen. Du willst gucken, was da ist. Also ich hatte schon so die Vorstellung, das ist es genau, was du willst, und da kriegst du es ohne Abitur, denn das war ja das, was ich nicht hatte, und wo ich eigentlich auch immer gedacht hab, ist schade, dass du das nicht hast (Lore Affeld 4.15: 36-45).

Aber die günstige Gelegenheit, das entgangene Studium jetzt ohne Abitur nachholen zu können, macht sie - wie die anderen Frauen auch - mutig und entschlossen, das weiterbildende Studium zu versuchen.

6.3 Zustimmung der Ehemänner

Überraschend ergibt sich aus den erhobenen Daten, dass alle befragten Frauen die Teilnahme an den weiterbildenden Studiengängen von der Zustimmung des Ehemannes abhängig machen. Evelyn Bartsch erwartet von der Zustimmung des Ehemannes bei Studienbeginn auch für die folgende Studienzeit Rückhalt und Unterstützung. Spätere mühe-

volle Auseinandersetzungen und Rechtfertigungen könnten sich dadurch erübrigen. Sie erinnert sich an die Ablehnung und die Schwierigkeiten, die ihr Wunsch in der Familie verursacht hatte, als sie auf einer Sozialstation tätig werden wollte. Ihre Erfahrung und Einsicht ist die, dass es keinen Zweck hat, gegen den Widerstand der Familie außerhäusliche Aktivitäten regelmäßig aufzunehmen. Deshalb ist ihr die Zustimmung des Ehepartners und der Kinder für ihre Studientätigkeit wichtig:

„Ich hatte manchmal schon so Projekte, dass ich so in eine Sozialstation gehe und stundenweise arbeite. Das fanden sie alle gar nicht so gut. Man kann auch so was nur machen, wenn ich die Unterstützung habe von meiner Familie. Wenn die sagen, das ist ja blöde, was du da machst, dann kann ich mich da schlecht so durchsetzen. (...) Mein Mann fand das Studium gut, die Kinder auch“ (Evelyn Bartsch 8.6: 1-12).

Gegen den ausdrücklichen Willen des Ehepartners hat keine der befragten Frauen das Studium aufgenommen. Doch eine vorbehaltlose Zustimmung ist von den Ehemännern nicht so einfach zu erhalten, denn dem Ehemann entgehen einige Dienstleistungen durch die Abwesenheit seiner Ehefrau. Anne Saring versichert zwar, dass sie eine Erlaubnis für das Studium von ihrem Ehepartner nicht unbedingt einholen muss, aber sie hält es doch für ihre Pflicht, dass eine Abstimmung mit dem Partner darüber stattfindet, wie sie den notwendigen Freiraum für das Studium erhält. Ganz offensichtlich ist sie aber von dem notwendigen Aufwand an Überzeugungsarbeit überrascht, den sie für die Gewährung seiner befristeten Zustimmung benötigt:

„Also, ich muss das mit meinem Mann abklären. Und das war dann halt –; schrecklich kann ich nicht sagen. Aber es war doch eine Arbeit, meinem Mann das beizubringen, dass ich zwei Jahre lang nicht so dauernd da wäre für ihn, und ob das denn möglich wäre, das zu machen. Ja, erlaubt ist Quatsch zu sagen. Aber man muss das ja eben auch mit dem Partner besprechen. Hat er gesagt: zwei Jahre ist in Ordnung“ (Anne Saring 6.6: 7-18).

Nach dem Ausstieg aus der Berufsarbeit und dem Rückgang der Verpflichtungen gegenüber den Kindern bleibt für Anne Saring als Familienaufgabe bestehen, ihren Ehemann zu verwöhnen und dies als die Aufgabe einer Nur-Hausfrau fraglos zu akzeptieren: „es war eben so“. Anschaulich wird die häusliche Situation einer unterbeschäftigten Hausfrau beschrieben, für die die Versorgung des Ehemannes zur wesentlichen Aufgabe wird:

„Durch die Jahre des Zuhauseins war mein Mann dann ordentlich verwöhnt. Das Mittagessen stand auf dem Tisch, als er nach Hause kam, Latschen, Zeitung wurden gebracht. Es war eben so“ (Anne Saring 6.3: 2-45)

Der erwartete Wegfall einiger fürsorglichen Dienstleistungen dürfte den Ehemann von Anne Saring bei seiner zögerlichen Zusage geleitet haben. Dass der Verwöhn-Zustand durch den Einstieg in das Studium bedroht wird und Dienstleistungen aufgekündigt wer-

den, das macht auch dem Ehemann von Hanna Reich und ihren erwachsenen Kindern die Zustimmung für das Studium nicht gerade leicht:

„Meine Familie ist sehr verwöhnt. Und wenn ich in die Uni gehe, müssen sie einen Teil selber tun. Das tun sie nicht gerne; das heißt, am Anfang war sehr viel Ablehnung da“ (Hanna Reich 2.33: 56-60).

Offenbar ist in der Familie von Heike Roland die mangelnde Begeisterung für eigene Aktivitäten der Ehefrau ein bekanntes Phänomen. Ein eingespieltes Verfahren läuft in der Familie von Erika Hasper ab. Die Furcht des Ehemannes, zu kurz zu kommen, führt dazu, dass er gegen ihre Aktivitäten protestiert. Aber wie schon bei früheren Veranstaltungen wird der Protest des Ehemannes von der Ehefrau relativiert und umgedeutet in eine Zustimmung. Eigentlich ist die Weiterbildung ja auch in seinem Sinne und wird im Grunde von ihm akzeptiert, weil er kein „Dummchen“ als Ehefrau wünscht:

„Mein Mann war überhaupt nicht begeistert, aber das kenne ich schon. Das zieht sich so lange hin, wie wir verheiratet sind und ich Fortbildungsveranstaltungen besuche. Einesteils denk ich, ist es für ihn schon in Ordnung, dass ich das mache, und er will auch kein Dummchen als Frau haben, aber auf der andern Seite hat er – glaub ich – immer das Gefühl, dadurch zu kurz zu kommen“ (Heike Roland 3.39: 8-18).

In den beiden folgenden Interviewausschnitten wird die Zustimmung des Ehemannes sehr lässig erteilt. Erika Hasper versucht nach zwanzig Jahren mit Mehrfachbelastungen, die an den Kräften gezehrt haben, kürzer zu treten und sich über den Frauenstudiengang wieder aufzubauen. Diese geplante Bildungsaktivität wird vom Ehemann erst einmal spöttisch belächelt. Er glaubt nicht an Verschleißerscheinungen, die durch Überlastungen in Ehe, Familie und Beruf entstanden sind. Er interpretiert den Studiengang kurzum als einen Selbsthilfeversuch, der der psychischen Aufarbeitung eines Kindheitstraumas dient. Diese Perspektive entlastet ihn von der Pflicht, emotionale Unterstützungsarbeit zu leisten und veranlasst ihn zu einer verhaltenen und etwas lässigen Zustimmung:

„Mein Mann freute sich, dass ich also ja mehr Zeit hatte, ruhiger war. Die Frauenstudien wurden belächelt. Aber wenn du meinst, du musst dein Kindheitstrauma noch irgendwo aufarbeiten, dann mach das mal“ (Erika Hasper 5.10: 29-32).

Der Ehemann von Gerda Niklas scheint zu glauben, das psychische Problem der Traurigkeit und deprimierten Stimmung seiner Frau dadurch lösen zu können, dass er seine Frau an die Umwelt verweist, ihr eine Außenorientierung empfiehlt, durch die ihr Bedürfnis nach Selbstverwirklichung befriedigt werden kann. Offensichtlich hält auch er die gegenwärtige Familiensituation nicht für geeignet, um dort „Spaß“ zu erleben und Selbstverwirklichung zu realisieren:

„Und da sagt mein Mann: Mensch, such dir doch was, was dir Spaß macht. Such dir jetzt wirklich was, wo du dich selbst verwirklichen kannst. Wolltest du doch immer“ (Gerda Niklas 10.3: 56-60).

Gewohnt entlastet zu sein von Dingen, die seine Frau und die Familienarbeit betreffen, benutzt der Ehemann von Hanna Reich eine ähnlich lässige Formulierung, um seiner Frau die Zustimmung zum Studium zu vermitteln: „Ist dein Leben, mach du mal“. Doch diese knappe Sequenz ruft heftigen Protest hervor. Es ist nicht nur ihre Angelegenheit, wenn sie sich nun Zeit nimmt für sich, für das Studium. Nachdem sie sich immer für seine Interessen eingesetzt und ihm Freiräume verschafft hat, fordert sie nun heftig für die Umsetzung ihrer Interessen Entlastung und hofft, darüber auch den Wert ihrer bisherigen meist unbeachteten Leistungen im Haus bewusst zu machen:

„Ich hab zu meinem Mann gesagt: du, das würde ich gern machen. Ja, sagt er, ist dein Leben, mach du mal. Und da hab ich gesagt: mit meinem Leben mach du mal, ist es nicht getan. Ich werde Vorlesungen haben, ich werde manchmal mittags nicht da sein, ich werde vielleicht abends nicht da sein, ich werde manchmal an Wochenenden nicht da sein. Ich will nicht Haushalt machen und alles so perfekt machen wie bisher, und dann nebenbei ein Studium. Ich will also, dass du das mitträgst. Gut, hat er gesagt, ja gut, soweit ich das kann, mach ich das. Na und dann hab ich mich angemeldet und bin eingestiegen“ (Hanna Reich 2.13: 5-30).

Auch weiterhin gilt in der Familie der Anspruch, dass die Ehefrau und Mutter für den Haushalt und die Versorgung der Familie zur Verfügung stehen muss, obwohl in der ‚empty-nest‘-Phase längst die zwingende Versorgung von unselbständigen und hilfsbedürftigen Kleinkindern weggefallen ist. Es fällt schwer, lieb gewonnene Privilegien aufzugeben:

„Wenn es den Alltag jetzt nicht derbe einschränkt, stehen sie alle voll dahinter, dass ich auch was für mich tun kann“ (Hilde Wolf 1.7: 18-20).

Mit dieser kurz gefassten Formel bringt Hilde Wolf die Bedingungen für eine Zustimmung der Familie zum Studieneinstieg auf den Punkt.

6.4 Zusammenfassung

Bei ihrer Suche nach Möglichkeiten der Vergesellschaftung außerhalb der Familie stoßen die befragten Frauen eher zufällig auf die wissenschaftlichen Studienangebote, die sie überrascht und aufgeregt annehmen. Versprechen sie doch die Möglichkeit, Defizite und Differenzen aufarbeiten, eigene Interessen und den in der Jugend zurückgestellten Traum eines Studiums realisieren zu können.

Die Reduzierung der Familienkontakte, der Anforderungen und Anregungen innerhalb der Familie in der ‚empty-nest‘-Phase sind die häufig geäußerten Defizite. Auch die Differenzierung der zurückgebliebenen eigenen Entwicklung in der Familie, während Kinder und Ehemann ihre Fähigkeiten und Begabungen entfalten konnten, führt in das weiterbildende Studium hinein. Etwas für sich zu tun, sich zu entfalten, geistig ‚fit‘ zu halten und die Chance, die eigene Position zu verbessern, das sind die Erwartungen, die sie gegenüber dem weiterbildenden Studium haben. Sie fühlen sich nunmehr verpflichtet, auf ihre Weiterentwicklung und Entfaltung von Fähigkeiten zu achten und eigene Lebensentwürfe zu realisieren. Die Zurückstellung dieser Verpflichtung, wie sie in der aktiven Familienphase praktiziert wurde, wird in der ‚empty-nest‘-Phase nicht mehr durch die Normvorstellungen einer aufopferungsbereiten, ständig verfügbaren Mutter gedeckt. Wie stark die befragten Frauen noch in ‚traditionellen‘ Familienstrukturen eingebunden sind, zeigen die anstrengenden Aushandlungsprozesse für die Teilnahme an den Studiengängen.

Den befragten Frauen werden in der ‚empty-nest‘-Phase die gewonnenen zeitlichen Ressourcen aber auch die Enge und Leere in der Familie bewusst. Ein Stück weit auf sich selbst zurückgeworfen, spüren sie den Druck, ihre Situation zu verändern. Die Diskrepanz zwischen dem traditionellen Familienauftrag an die Frauen und dem Auftrag der Moderne an das Individuum, sich individuell zu entfalten, wird deutlich sichtbar und verlangt nach tätigem Handeln.